

R O S A R I B A S



**FALSCHER
FREUNDIN**

K R I M I N A L R O M A N

suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4302

Hauptkommissarin Cornelia Weber-Tejedor hat es nicht gerade leicht. Ihr Mann Jan ist ausgezogen, und ihre Affäre mit dem Kollegen Leopold belastet nicht nur den beruflichen Alltag. Da kommt ihr ein Auftrag aus dem Drogendezernat nur recht. Auf dem Frankfurter Flughafen ist eine Reinigungskraft tödlich verunglückt, offenbar hatte das Opfer Kontakt zum organisierten Drogenhandel. Als verdeckte Ermittlerin und mit völlig neuer Identität mischt sich Cornelia unter das Reinigungspersonal des Flughafens. Schon bald gewinnt sie das Vertrauen ihrer neuen Kolleginnen und ihres Chefs und geht ganz in ihrer Rolle auf. Vielleicht zu sehr? Denn aus falschem Vertrauen heraus begeht sie einen fatalen Fehler.

Rosa Ribas wurde 1963 in Barcelona geboren und studierte dort Hispanistik. Sie lebt seit vielen Jahren in ihrer Wahlheimat Frankfurt. *Falsche Freundin* ist nach *Kalter Main* und *Tödliche Kampagne* der dritte Band der Krimiserie um die deutsch-spanische Kommissarin Cornelia Weber-Tejedor.

Rosa Ribas

FALSCHHE FREUNDIN

Der dritte Fall für
Kommissarin Cornelia Weber-Tejedor

Kriminalroman

Aus dem Spanischen von
Peter Schwaar

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
En caïda libre
bei Editorial Viceversa, Barcelona.
© Rosa Ribas, 2011

Für die deutsche Übersetzung durchgesehene Fassung

Deutsche Erstausgabe
suhrkamp taschenbuch 4302
Erste Auflage 2012
© Suhrkamp Verlag Berlin 2012
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
Umschlaggestaltung und -motiv:
HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur, Zürich
ISBN 978-3-518-46302-4

1 2 3 4 5 6 – 17 16 15 14 13 12

FALSCHER FREUND

EIN STURZ

Die ans Flugzeug geschobene Gangway hatte zwei Plattformen und dreiundzwanzig Metallstufen. Der Schnürsenkel von Fatma Celiks rechtem Turnschuh verfang sich in der Ritze zwischen der ersten Plattform und der Stange des dazugehörigen Geländers.

Viele Faktoren mussten zusammenwirken, damit das geschehen konnte: der genaue Abstand zwischen Fuß und Ritze, die Beschaffenheit des Schnürsenkels, zwar dünn genug, um in die Ritze hineingeraten zu können, aber auch dick genug, um darin steckenzubleiben, wodurch der nächste Schritt der Frau abrupt gestoppt wurde, Schubkraft und Geschwindigkeit, mit der sie aus der Tür trat, beides kaum zu bremsen, nachdem die Trägheit einmal wirksam geworden war; die falsch kalkulierte Distanz zwischen Geländerstange und Händen. Hätte an diesem heißen Nachmittag, es war der letzte Dienstag im Juli, auch nur ein einziger dieser Faktoren nicht mitgespielt, so wäre nichts geschehen, und Fatma Celik hätte problemlos die Gangway des fünften Flugzeugs, das sie in ihrer Schicht saubergemacht hatte, hinter sich gebracht. Schlimmstenfalls wäre sie leicht gestolpert.

An diesem Tag jedoch kam alles zusammen, der Schnürsenkel blieb hängen und stoppte ihren raschen, nervösen Gang, so dass sie den Boden unter den Füßen verlor. Instinktiv wollte sie sich an etwas festklammern, doch die Finger fanden das Geländer nicht, die grün behandschuhten Hände flatterten wild im Leeren, und der Brustkorb der Reinigungskraft durchschnitt die Luft wie der eines Läufers im Endspurt. Danach besorgten

die Schwerkraft und die Hast, mit der sie die Kabine der Maschine aus Santiago de Chile verlassen hatte, den Rest.

Beim Aufprall auf die untere Plattform brach sie sich zwei Rippen, aber das Entscheidende passierte erst auf der neunzehnten Stufe, als ein brutaler Hieb sie in den Nacken traf. Sie überschlug sich noch einmal und blieb dann bewusstlos auf dem Rücken liegen. Die Zipfel ihres offenen Kittels bewegten sich im Wind, und ein Rinnsal Blut trat ihr aus dem Mundwinkel.

Da sie bereits das Bewusstsein verloren hatte – sie sollte es erst eine halbe Stunde später wiedererlangen, um eben noch zu realisieren, dass sie in diesem Krankenwagen sterben würde –, konnte sie nicht sehen, dass ihre Kollegin Sonia Raimondo, als sie sie stürzen sah, aus dem Flugzeug eilte, die Gangway hinunterhastete und, während sie entsetzt ihren Namen rief, die Hand in eine von Fatmas Kitteltaschen steckte, etwas herausnahm und im eigenen Kittel verbarg.

Hingegen sah es eine der Stewardessen, die in die Flugzeugtür getreten war. Ohne den Blick von der Gestürzten abzuwenden, meldete sie den Unfall dem Notdienst und verlangte dann mit der Polizei zu sprechen.

AUF DEM WASSER

»Langsam, langsam.«

Die Erste wurde langsamer, die Zweite passte sich sofort an. Sie machten zwei weitere Züge. Cornelia beobachtete, wie die Ruderblätter ins Wasser ein- und dann wieder auftauchten, ergriff die Skulls und zog beim dritten Mal mit. Beim vierten Ruderschlag stieg auch Senna ein, die Vierte und Hinterste.

Sie ruderten flussabwärts. Jeder Zug wollte die Strömung des Mains beschleunigen, der an diesem Augustsonntag träge dahinfloss. Es war, als ob die ungewöhnliche Hitze die Bewegungen der Menschen an den Ufern verlangsamte, sie aber auch zu Schreihälsen machte. In der Flussmitte vermischten sich die Stimmen von beiden Seiten, aber mit geschlossenen Augen hatte sie das Gefühl, die vom Sachsenhausener Ufer seien kräftiger. Gelächter, Fahrradklingeln, die Rollen der Skates auf dem Asphalt, die von Bellen begleiteten ständigen Hundebeggnungen. Und Kinder. Vor allem Kindergeschrei, das oft ihnen galt:

»Hallo, hallo!«

»Tschühüss, tschühüss.«

Was war häufiger, die Begrüßungen oder die Verabschiedungen? Machte es einen Unterschied, ob man flussauf oder flussab ruderte?

Die Stimme der Steuerfrau erreichte sie an einem Punkt im Gehirn, an dem sie ihre Gedanken nicht beeinträchtigen konnte.

»Schneller. Langsamer. Kommt nicht aus dem Rhythmus.«

Man brauchte nur diesen simplen Anweisungen zu folgen und sich vom Wasser mittragen zu lassen.

»Gut. So, ja, so.«

Man musste nichts denken – jemand, der im Bug saß und wusste, wohin die Fahrt ging und wie man ans Ziel gelangte, erteilte die Befehle. Mindestens zwei Stunden lang würde sie nicht denken müssen. Zwei Stunden einen leeren Kopf. Zwei Stunden, ohne sich an ihren Mann Jan zu erinnern, der am Nachmittag bei ihr ein paar Dinge holen würde, die er benötigte. Warum ausgerechnet an einem Sonntag? Wenn jemand wusste, wie ungeeignet ein Sonntagnachmittag für so triste Aktionen war, dann ein Lehrer wie er, dem bewusst war, welche Melancholie den letzten Stunden des Wochenendes innewohnte. Die Wunden der Trennung waren noch weit offen und dem Virus der Sonntagstraurigkeit schutzlos ausgeliefert.

Seit der Entscheidung waren drei Wochen vergangen.

»Wir brauchen Zeit.«

»Ja, natürlich.«

Keiner hatte den Mut gehabt, zu fragen, wofür.

Drei Wochen. Sie war eben von einem Urlaub ohne ihn in Tschechien und Ungarn zurückgekehrt. Ihre Freundin Iris und sie, zwei Wochen von Kurbad zu Kurbad. Die schönsten Bäder und Schwimmbecken, die sie je gesehen hatte.

»Dekadent«, sagte Iris jedes Mal, wenn sie einen weiteren gekachelten Raum im Jugendstil mit von tempelwürdigen Säulen gestütztem Gewölbe betreten hatten. Einmal wurden sie von Nymphen, Faunen und Weinblättern, ein anderes Mal von Blumenmotiven und verspielten Mäandern oder sonstigen Geometrien empfangen.

»Dekadent«, echote Cornelia, bevor sie in Karlovy Vary, Prag, Budapest in ein Schwimmbecken tauchte.

Das Wasser entleerte einem den Geist, machte die

Menschen zu glücklichen Protozoen, die keinen anderen Wunsch hatten, als sich von der einhüllenden Flüssigkeit auf die eine und die andere Seite tragen zu lassen.

Während sie umdrehte und in einem Budapester Freiluftbad zu einer weiteren Länge ansetzte, dachte Cornelia, es gebe kaum absurdere, willkürlichere Betätigungen, als in einem Becken hin und her zu schwimmen.

»Da fallen mir noch viele weitere ein«, hatte Iris aus ihrem Liegestuhl heraus geantwortet, als sie ihr das in einer Pause gesagt hatte.

»Stimmt.« Sie schaute einer Gruppe Badegäste zu, die im Wasser auf schwimmenden Brettern eine Partie Schach spielten.

Nach dem Urlaub hatte sie ihrem Mann erzählt, was mit Leopold vorgefallen war.

»War es nur dieses eine Mal?«, fragte er.

»Ja.«

Das stimmte, als sie es ihm sagte. Ebenso wenig war es gelogen, als sie behauptete, sie werde Leopold nicht mehr außerhalb der Arbeitszeit sehen – in diesem Moment war sie überzeugt davon. Trotzdem schlug sie ihm eine befristete Trennung vor.

»Wir brauchen Zeit«, hatte sie vor drei Wochen gesagt.

»Ja, natürlich.«

Eine Gruppe Mütter war stehen geblieben, um ihre Kinder auf das Boot aufmerksam zu machen. Drei Knirpse winkten ihnen zu. Der Vierte überließ es in seiner Gleichgültigkeit der Mutter, seine Hand zum Gruß zu schütteln.

Rudern ist beinahe wie schwimmen.

Zwei Stunden ohne einen Gedanken an Leo.

Die Party auf dem Präsidium war schon fast zwei

Monate her. Sie ermittelten damals in einem sehr dringenden Fall, was sie daran hinderte, über diese Nacht zu sprechen, oder vielmehr gestattete der Fall es ihnen, nicht darüber zu sprechen. Zunächst war sie diejenige, die sich hinter der Arbeit verschanzte; danach, als der Fall gelöst war, verschwand er für mehrere Tage. Beider Handys blieben stumm. Auch während der zwei Urlaubswochen mit Iris.

Die Wiederbegegnung war unvermeidlich gewesen.

Am ersten Arbeitstag nach dem Urlaub war sie mit weichen Knien an Leopolds Büro vorbeigegangen. Sie erspähte ihn aus dem Augenwinkel und entnahm seinem Zusammenzucken, dass auch er sie gesehen hatte. In den ersten Stunden schaffte sie es, ihm aus dem Weg zu gehen. Immer war jemand da, immer gab es irgendetwas zu tun. Bis am Mittag viele in Richtung Kantine entschwanden, auch Reiner Terletzki. Sie blieb allein im Büro, ja fast im ganzen Flur.

Da erschien Leopold auf der Schwelle, die Hände in den Jeanstaschen.

»Willst du mir bis zur Pensionierung aus dem Weg gehen?«

Sie konnte sich nicht mehr an ihre Antwort erinnern, sicherlich nichts Denkwürdiges. Kurz darauf war sie mit ihm in einem Hotelzimmer. Den Rest der Woche versuchten sie, einander aus dem Weg zu gehen, und das Wochenende verbrachte Cornelia allein.

Morgen wieder mit Leopold auf dem Präsidium arbeiten. Na und? Nichts. Was nach der Party zwischen ihnen geschehen war, war ein Ausrutscher gewesen. Ein Zeichen. Das war es gewesen – das Vorgefallene war ein Zeichen dafür, dass es mit ihrer Ehe zu Ende ging. Es hatte ihr einen Grund gegeben, das zu akzeptieren. Das mit Leo war und blieb eine Bettgeschichte. Schlimmer noch, eine Sofageschichte. Also auch noch lächerlich.

Kopfschüttelnd versuchte sie es aus dem Gedächtnis zu streichen. Nichts, nichts, nichts. Das war zu Ende. Eine Stimme im Bug riss sie aus dieser Spirale heraus.

»Cornelia, du gerätst aus dem Takt.«

Das hat man davon, wenn man denkt.

Im Takt und ohne schneller oder langsamer zu werden, glitten sie unter dem Holbeinsteg durch, danach unter der Friedensbrücke, und dann ließen sie die luxuriösen Wohnhäuser hinter sich zurück, die die alten Hütten am Westhafen ersetzt hatten. Sie fuhren auf den Sandstrand von Niederrad zu.

Dieselbe Strecke, die drei Wochen zuvor auch Nicole Eulenburgs Leiche zurückgelegt hatte. Die Arme hatten ihr gefehlt. Vielleicht lagen sie auf dem Flussgrund, möglicherweise genau unter dem Boot mit den vier Ruderinnen und der Steuerfrau, die mit ihren Schlägen beharrlich den Fluss aus seiner sommerlichen Siesta wecken wollten.

Doch in diesem Moment wusste Cornelia noch nicht, dass wenige Stunden später die Leiche auftauchen und in den Gebüsch am Südufer hinter der Autobahnbrücke hängen bleiben würde. In diesem Moment ließ sie sich wieder vom gleichmäßigen Rhythmus der Ruder davontragen.

OHNE ARME

Der Fall Nicole Eulenberg erwartete sie am Montag. Ein Rentner, der am Sonntagnachmittag mit einem Metall-detektor und seinem Hund vorbeispaziert war, hatte die Leiche entdeckt.

»Sie hatte keine Arme, und ich dachte erst, sie ist eine Schaufensterpuppe«, hatte er der Polizeistreife gesagt, die auf seinen Anruf hin gekommen war. »Ich habe nichts angerührt. Als ich sah, dass es ein Mensch ist, habe ich auch Rocky nicht in die Nähe gelassen. Es ist eine Frau, nicht wahr? Armes Ding.«

Zwei Fotos von der Toten waren am linken Rand der Pinnwand in dem Raum befestigt, wo sich das Ermittlungsteam zusammengesetzt hatte. Eins zeigte das helle Gesicht einer Frau von zweiundzwanzig Jahren mit blondem Kurzhaar, riesigen blauen Augen und Stupsnase. Auf dem anderen Bild war das Haar länger, schmutzige Strähnen fielen ihr auf die Schultern, die Augen waren geschlossen und die Nase eine formlose Masse Fleisch mitten im Gesicht. Wie immer bei Wasserleichen hatte sich die Haut grünlich verfärbt.

Ein drittes Foto rechts auf der weißen Fläche zeigte den Ort, an dem die verstümmelte Leiche Nicole Eulenbergs gefunden worden war, Betriebswirtschaftsstudentin, zweite Tochter eines mittelständischen Ehepaars; ordentliche Noten, weder brillant noch schlecht, mittelmäßig eben; ein großer Freundeskreis, einige von der Schule, einige von der Uni, andere vom Studentenheim; ein Exfreund, von dem sie sich ein Jahr zuvor getrennt hatte, als er nach Hamburg an die Universität gegangen war; unspektakuläre Hobbys, ein bisschen Musik, Dis-

cos; als kleines Mädchen Pferde, wie bei vielen Töchtern der Mittelklasse.

Sie war vom Schambein bis zum Hals längs aufgeschlitzt worden. Um sich der Leiche auf sicherem Weg zu entledigen, hatte man sie mit Gewichten beschwert, höchstwahrscheinlich mit Steinen oder Sandsäcken an den Knöcheln und am Abdomen.

»Das haben sie alles post mortem gemacht«, sagte Winfried Pfisterer am Montagvormittag. »Die definitive Todesursache kann ich euch morgen sagen, aber ihr könnt euch vorstellen, worum es geht.«

Sie konnten es sich mehr als nur vorstellen, sie wussten es.

Nach einer ersten Einschätzung des Pathologen hatte die Leiche zwei oder drei Wochen im Wasser gelegen, ehe sie auftauchte und in Niederrad strandete. Der Trick mit den Steinen war nicht sehr erfolgreich gewesen.

»Das erinnert mich an das Märchen vom Wolf mit dem Bauch voller Steine«, sagte Cornelia zu ihren Kollegen.

»Rotkäppchen?«, fragte Leopold.

»Nein. Das mit den sieben Geißlein«, sagte Reiner.

»Endet Rotkäppchen nicht auch so?«, fragte Cornelia.

Reiner sagte nichts, kritzelte aber etwas in ein Notizbuch. Zweifellos würde er abends zu Hause die Märchen der Brüder Grimm aus dem Regal ziehen, um sich zu vergewissern. Ob er seinen Zwillingen diese brutalen Erzählungen vorlesen würde, wenn sie ins Märchenalter kämen? Mit angsteinflößenden Botschaften aufgeladene Geschichten, stets den Zeigefinger mahnend erhoben – geh nicht in den Wald, sprich mit keinem Fremden, gehorche immer deinen Eltern, mach keinem Unbekannten die Tür auf.

Sie kamen auf Nicole Eulenberg's Tod zurück. Die Leiche war nackt gewesen, und wenn diejenigen, die sie in den Fluss geworfen hatten, nicht allzu beschränkt waren, hatten sie ihre Habseligkeiten in einem Abfallcontainer verschwinden lassen. Nur dank des Fotos auf der Vermisstenanzeige ihrer Familie hatten sie sie schnell identifizieren können.

»Wir dachten, sie sei in den Vereinigten Staaten. Sie hatte Freunde dort und sagte, sie wäre eine Woche bei ihnen in Chicago und würde dann noch zwei, drei Tage in New York bleiben«, erzählte ihnen der Vater.

»Wann haben Sie gemerkt, dass irgendwas nicht stimmt?«

»Einen Tag, nachdem sie hätte zurücksein sollen. Sie hat sich immer gemeldet, wenn sie von einer Reise zurückkam. Sie war sehr verantwortungsbewusst. Sie hat uns vor der Abreise und dann zweimal aus den USA angerufen«, sagte die Mutter.

»Oder woher auch immer«, ergänzte der Vater bitter.

Er hatte darauf bestanden, seine Tochter im Leichenschauhaus zu sehen. Das Fehlen der Arme hatte man vertuschen können, aber der Zustand des Gesichts konnte weder darüber hinwegtäuschen, dass sie lange Zeit im Wasser gelegen, noch darüber, dass das Schiff, das ihr auch die Arme abgerissen hatte, sie entsetzlich zugerichtet hatte. Man hatte ihm abgeraten, die Tochter zu sehen, und ihm vorgeschlagen, ihnen Röntgenaufnahmen des Zahnarzts vorzulegen, die ihre Identität bestätigen konnten, doch Nicole Eulenberg's Vater brauchte diesen Keulenschlag, um ihren Tod zu begreifen.

»Haben Sie in letzter Zeit den Eindruck gehabt, sie habe sich verändert?« Cornelia stellte die Routinefrage.

Zunächst verneinten sie. Der Vater, die Mutter, die Schwester, zwei Jahre älter als Nicole. Dann begannen

sie sich an Einzelheiten zu erinnern, andere Kleider, eine andere Frisur, Wortkargheit.

»Vielleicht hatte sie ja einen Jungen kennengelernt«, mutmaßte der Vater.

»Ja, sie hatte einen Mann kennengelernt«, bestätigte die Schwester. »Mehr hat sie mir aber auch nicht gesagt.«

»Merkwürdig«, sagte die Mutter, »dir hat sie doch sonst immer alles erzählt.«

»Sie hat wirklich nicht mehr gesagt«, wiederholte die Schwester, als Cornelia insistierte.

Sie glaubte ihr.

Wenn Nicole Eulenberg einen Mann kennengelernt hatte, dann musste es sich um jemanden gehandelt haben, der es aus irgendeinem Grund nicht wert gewesen war, dass sie mit ihrer Schwester über ihn sprach.

Sie fragte die Eltern nicht, ob sie ihr *Rotkäppchen* vorgelesen hatten, als sie noch klein war.

»Man liest uns allen diese Märchen vor, und da könnt ihr sehen, wozu es gut ist«, sagte sie zu ihren Kollegen.

Um auf dem Grund des Mains zu enden, den Bauch voller Steine.

»Wie der Wolf im Märchen mit den sieben Geißlein«, sagte Reiner.

Am Abend suchte sie im Bücherregal die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, eine Ausgabe, die sie mit Jan auf einer Reise nach Kassel gekauft hatte. Eine grauenhafte Reise, an die sie sich aber beide voller Zärtlichkeit erinnerten. Staus, eine falsche Autobahnausfahrt, der falsche Tag, um sich die Wasserspiele auf der Wilhelmshöhe anzuschauen, und Regen. Und dennoch ein wundervoller Tag, weil sie ihn gemeinsam verbracht

hatten. Vor dem Regen hatten sie sich in ein Café geflüchtet, mit einer illustrierten Ausgabe der Grimm'schen Märchen, die sie in einer Buchhandlung im Zentrum erstanden hatten. Jeder hatte dem anderen das Lieblingsmärchen seiner Kindheit vorgelesen.

»*Frau Holle*«, hatte Cornelia gesagt.

»*Rumpelstilzchen*«, hatte Jan gesagt, der das Buch nach der Trennung anscheinend mitgenommen hatte.

Auch die Andersen-Märchen fand sie nicht. Da fiel ihr ein, dass dieser Band bei ihren Eltern in Offenbach geblieben war. Sie würde ihn beim nächsten Besuch mitnehmen, sie hatte Lust, diese in nordische Melancholie getauchten Geschichten noch einmal zu lesen, die weder die Brutalität noch die Botschaften der Grimm'schen Märchen hatten. Letztere waren Jans Favoriten, weil seine Eltern sie ihm als kleinem Jungen abends vorgelesen hatten, eine Woche lang die Mutter, eine Woche lang der Vater. Wenn sie nicht gerade unterwegs gewesen waren. Sie waren beide Zoologen und ständig auf Reisen, um für verschiedene Zoos Tiere einzukaufen. Jan hatte sie verloren, als er noch sehr jung war; die Märchen der Brüder Grimm waren Erinnerungen an ihre Stimmen. Ihr dagegen waren die von Hans Christian Andersen haften geblieben, es waren die ersten »richtigen« Texte, die sie gelesen hatte, das erste eigene Buch, an das sie sich erinnern konnte.

Ja, sie wollte es holen und damit eine der Lücken füllen, die Jan in den Regalen hinterlassen hatte.

Für diesen Abend zog sie *Tausendundeine Nacht* hervor. Sie hoffte, es sei kein schlechtes Omen für die noch bevorstehenden schlaflosen Nächte, und nahm das Buch mit ins Bett. Gegen zwei konnte sie einschlafen. Um vier drangen durchs offene Fenster mürrische Stimmen in ihren Schlaf ein.

»... musst du eigentlich immer das letzte Wort haben?« Es war eine zornige, schrille Frauenstimme.

»Du hättest es natürlich lieber, stimmt's?«, antwortete eine Männerstimme.

»Klar, wenn ich recht habe.«

»Nur deshalb möchtest du recht haben, was?«

Sie hörte, wie sich ihre schnellen Schritte entfernten. Wie lange mochten diese Gesprächsfetzen gedauert haben? Eine halbe Minute, vielleicht weniger, aber sie raubten ihr zwei Stunden Schlaf – eine halbe Stunde beim Versuch, wieder einzuschlafen, und, nachdem sie das aufgegeben hatte, eine Stunde mit Lesen und die letzte halbe Stunde mit Einschlafen.

Was überwog: die Stunden, in denen sie schlief, oder die, in denen sie wach lag? Die Ringe um die Augen und die schweren Lider wiesen auf letzteres hin.

Am Mittwochvormittag füllten die Aussagen von Nicole Eulenburgs Studienkollegen und Professoren zwei Aktenordner. Cornelia und Reiner saßen sich an Cornelias Schreibtisch gegenüber und gingen die Formulierungen durch, die gefallen waren.

»Sie war ein sehr guter Mensch.«

»Sehr nett.«

»Ein sehr angenehmes junges Mädchen.«

»Nicole Eulenberg war eine fleißige, korrekte Studentin.«

»Sehr aufmerksam und konstant.«

»Nicole war unkompliziert.«

»Ich würde nicht unbedeutend sagen, das ist nicht das Wort.«

»Unaufdringlich. Genau, sie fiel nicht besonders auf.«